

Nr. 247 Bydgoszcz/Bromberg, 28. Oktober 1938

Die Freien vom Freital

Ein Roman aus den Bergen von Andre Mairock

Nachdruck verboten!

1. Einkehr „Zur Rabenfluh.

Über den Klimmsteig, einen tief in den Felsring der Gottesackerberge eingesägten Engpaß, der wie eine abgesprengte Terrasse zur rechten Hand eines winzig kleinen Gebirgsbaches durch die Schlucht führte, schritten an einem klaren Sommerabend des Jahres 1796 zwei Männer. Obwohl sie demselben Erdenfleck entstammten — beide waren Söhne des Schwarztanns, des sogenannten Freitals, das vor Jahrhunderten Vorfahren ihres Geschlechtes als frei eingewanderte Bauern gerodet und urbar gemacht hatten — waren sie von ganz verschiedentlichem Aussehen. Der ältere, ein guter Fünfziger, eine derbe, kräftige Bauerngestalt, trug die Tracht seines Heimattales: eine unter den Knien zusammengebundene Lederhose, weiße Strümpfe und niedrige, schwere Schuhe, die bei jedem Schritt den felsigen Boden erdröhnen ließen. Den Rock hatte er der Wärme wegen ausgezogen und an die linke Schulter gehängt und den breiten schwarzen Hut weit in den Nacken zurückgeschoben. Was aber seiner Person ein besonderes Gewicht verlieh, das war die dunkle, mit schweren Silberknöpfen beschlagene Samtweste, die er mit Stolz und Würde für jedermann sichtbar zur Schau trug: Das war Konrad Immler, der Wirt zur „Rabenfluh", ein Freier des Freitals und mitbestimmend in der sonderberechteten Gesetzgebung des Schwarztanns. Sein Begleiter dagegen, der um gut zwanzig Jahre jünger sein mochte, trug einen Reiseanzug, wie man ihn an Leuten sah, die aus der Stadt kamen. Das festgepackte Ränzel verriet, daß er eben jetzt aus der Fremde heimkehrte. Sein Gesicht, obwohl ebenfalls von der Sonne tief gebräunt, war klarer, feinliniger, seine Gestalt nicht so breit und derb, aber größer und nicht weniger kräftig, sein Gang strammer, leichter, die Haltung straffer: Das war Heinrich Schrund, der Sohn des Scheibenhofers, eines alten freien Bauern des Freitals. Die Nachricht von dem Tod des Vaters hatte ihn aus der Fremde heimgetrieben, aber freilich war er viel zu spät daran, um selbst am Begräbnis teilnehmen zu können; denn seit seine Mitbürger den Vater zu Grab gebracht hatten, waren schon etliche Wochen vergangen. Es war für den jungen Mann also keine freudige Heimkehr. Sein scharfgeschnittenes Gesicht trug einen wehmütigen, sinnenden Zug. Ab und zu nahm er den Hut ab und fuhr mit seinen hageren Fingern durch das lange, straff zurückgekämmte Haar.

Nur durch einen Zufall hatten sich die beiden Heimatgenossen draußen auf der Landstraße getroffen — Konrad Immler war in einem benachbarten Dorf gewesen und befand sich auf dem Heimweg — und beinahe wären sie auch wie zwei landfremde Menschen hintereinander die Straße gezogen, wenn Heinrich nicht doch einmal umgeschaut und seinen Nachbarn erkannt hätte. Und nach einer kurzen, herzlichen Begrüßung wanderten sie denn auch zusammen hinein in den verborgenen heimatlichen Schwarztann.

Sogleich begann der redselige Wirt von den letzten Tagen des alten Scheibenhofers zu erzählen, wie er ihn von der Rabenfluh aus oft hätte auf dem Talweg stehen und nach dem Klimmsteig Ausschau halten sehen, ob der Sohn denn gar nicht kommen wollte, bis er eines Tages still und für alle unerwartet aus dem Leben geschieden sei. — — Ob er, Heinrich, denn nichts von der Krankheit und Sehnsucht seines Vaters gewußt hätte, daß er so lange auf sich habe warten lassen . . .?

Heinrich gab auf die Frage keine Antwort. Freilich hatte er gewußt, daß der Vater krank geworden war, aber da er ihn selbst nicht gerufen hatte, wollte er auch das Band nicht lösen, das ihn draußen in der Welt festgehalten hatte. Bis ihn dann plötzlich die Nachricht von dem Tod des Vaters überraschte. Freilich hatte er jetzt sofort sein Ränzel geschnürt und war ungesäumt in die Heimat zurückgekehrt. Aber es war nicht mehr gutzumachen; der Vater lag schon wochenlang unter der Erde . . .

Der Scheibenhof sei ja in guten Händen, plauderte der Wirt nach einer kurzen Pause fort. Hanne und Rosin, die beiden Stiefschwestern Heinrichs, hätten die Arbeit gelernt und verstünden den Ertrag zu steigern, oft besser wie ein Mannsbild. Und doch sei es gut, daß er selbst wieder da sei; denn die Herrschaft stünde einer Mannshand doch besser zu, und — er wisse ja selbst — die Zeiten seien unsicher, seit die Franzosen bis ins Gebirge eingedrungen seien . . .

Und so plauderte der Wirt fort, während sie gemächlich nebeneinander über den Klimmsteig stiegen. Heinrich hörte stumm zu, sprach nicht dafür und nicht dagegen. Er fühlte, wie eng und wie schwer es ihm ums Herz wurde, je näher sie dem Ziele kamen. Es war ihm, als versinke hinter ihm bei jedem Schritt ein Stück seiner neuerworbenen Welt, und seine Gedanken wanderten ihm voraus und weckten in ihm alte Erinnerungen: er sah das Schwarztanntal wieder vor sich, wie er es als Kind gekannt hatte, als die jungen Männer und die Burschen sich erstmals zusammengeschart hatten, und dann jedes Frühjahr das Tal verließen, um über die Sommermonate draußen in der Fremde Verdienst zu suchen, da die kleine heimatliche Erde die wachsende Bevölkerung nicht mehr genügend ernähren konnte. Wie die Zugvögel wanderten sie in den folgenden Jahren jeweils im Frühling als Maurer, Zimmerer, Maler und Tischler aus, stellten sich in fremde Dienste und waren dann im Herbst wieder zurückgekommen, um sich mit ihren Angehörigen durch ihre Er-

sparnisse über den langen Winter zu bringen. Und an einem Frühlingstag war auch Heinrich Schrund, der Sohn des Scheibenhofers, aus der Heimat fortgezogen, nachdem er mit besonderem Geschick das Steinmetzhandwerk erlernt hatte, aber er war nicht mehr mit den anderen im Herbst zurückgekommen. Niemand wußte, was ihn in der Welt draußen festhielt, nicht einmal sein eigener Vater. Nur so viel hatte man im Schwarztann erfahren, daß er sich in Chur aufhielt und daß er es dort nach wenigen Jahren schon zu Ansehen und Vermögen gebracht hatte; denn die Geldsummen, die er zuweilen seinen Angehörigen schickte, überstiegen oft den ganzen Jahresverdienst eines Kleingütlers. Und später erzählte man sich, daß Heinrich Schrund zum Künstler geworden sei: vom Steinmetz zum Bildhauer.

Und als solcher kehrte Heinrich Schrund heute heim.

„Wie lang bist jetzt furt g'si?" fragte der Wirt, um seinen schweigsamen Begleiter endlich zum Reden zu zwingen.

„Im vergangenen Frühjahr waren es fünf Jahre."

„Und alleweil bist in Chur g'si?"

„Immer."

Und so folgten jetzt Frage und Antwort kurz aufeinander; denn viel wollte Konrad Immler von der großen Welt draußen wissen, die er wie so viel ältere Bewohner des Schwarztanns nur dem Namen nach kannte. Als sie aber an der Hochbrücke ankamen, die in schwindelnder Höhe über die Schlucht führte — denn von hier ab zog der Paß sich an der linken Felswand entlang — blieb der Wirt plötzlich stehen und packte seinen Begleiter am Arm. „Weißt du, wie gut dös für uns noch werden kann, daß der Schwarztann bloß den einzigen Zugang hat?"

„Du meinst . . .?"

„Ja, i mein die Franzosen; wenn sie bei uns einbrechen wollen, dann können sie bloß über den Klimmsteig kommen, und den wollmer dann mit Kugeln verriegeln! — Du wirst dein Stutzen wieder in d' Hand nehmen müssen, falls du 's Schießen verlernt hast: der Schwarztann wird gute Schützen brauchen!"

Heinrich schüttelte zweifelnd den Kopf. „So verlockend ist der Schwarztann nicht, daß ein Heerhaufen die gute Straße verläßt, um durch den Klimmsteig zu ziehen!"

„Hoppla! Man plündert eben grad da, wo's ebbas zum Plündern gibt!" entgegnete der Wirt etwas unwillig; denn die Ruhe, mit der sein Begleiter diese Erwägungen hinnahm, von denen doch Leben und Dasein des ganzen Tales abhängen konnten, ärgerte ihn. Sie gingen schweigend weiter. Langsam begann die Schlucht sich aufzutun. Der Pfad führte ein Stück weit steil empor, und dann standen sie auf der Höhe. Vor ihnen breitete sich ein tiefes, langgezogenes Tal aus, um das sich die himmelragenden Dolomitriesen in Form eines mächtigen Hufeisens auftürmten. Und die Bergwälder schlangen sich wie ein großer schwarzer Kranz um den grünen Kessel, in dem die niedrigen flachdächerigen Häuser weit verstreut herumlagen, wie wenn man sie von der Höhe aus planlos hineingeworfen hätte; sie zogen sich über das ganze Tal hin und hinauf an den Bergrücken, soweit sie noch grün waren. Nur tief drinnen, um die Kirche, standen sie enger beieinander und bildeten ein kleines Dorf: Das war der Schwarztann, das sogenannte Freital, in dem ein rühriges, gesundes Völklein von aller Welt abgeriegelt ein bescheidenes Leben führte.

Zu dieser Stunde war die Sonne schon lange hinter die Berge geschlüpft, über dem Tal lag ein düsterer Abendschatten und eine so große Stille, daß man einen großen Friedhof zu beschreiten glaubte. Den heimkehrenden Künstler schüttelte ein leiser Schauer, als er nach so langer Zeit das erstemal wieder auf sein Heimattal niederschaute. Unwillkürlich hemmte er seinen Schritt, schöpfte laut und schwer Atem, als wäre das plötzlich eine ganz andere Luft, die ihnen jetzt entgegenschlug.

Konrad Immler sah ihn verstohlen von der Seite an: Ja, fünf Jahre seien freilich eine lange Zeit, und er würde wohl so manchen auf dem Gottesacker suchen müssen, den er damals noch frisch und gesund verlassen habe. — Schultheiß sei immer noch Johannes Aigner vom Tal, der heut noch gleich rüstig und kraftvoll sein Amt versehe wie damals, nur sein Haar finge jetzt an, grau zu werden. Auch der alte Pfarrer hätte sich bei guter Gesundheit erhalten und trage heute noch so pflichteifrig wie damals das heilige Öl in die entlegensten Häuser, wenn ein Sterbender nach ihm rufe. Aber einen neuen Schulmeister hätten sie vor zwei Jahren bekommen, einen jungen, guten Menschen, der überall fest mit anpacke, wo es gerade fehle. Daher sei er bei jung und alt sehr geschätzt und beliebt. Er selbst freue sich jedesmal, wenn er — was in letzter Zeit fast täglich geschehe — zu einem abendlichen Trunk bei ihm einkehre . . .

So plauderte der biedere Mann vor sich hin, als rede er mit sich selbst.

Heinrich hörte schweigend zu. Sein Blick umfing das stille, düstere Tal und blieb dann auf einem stattlichen Holzhaus heften, das auf der rechten Höhe hinter einigen weitverasteten Obstbäumen hervorlugte: Das war der sogenannte Scheibenhof, sein Vaterhaus, das er vor mehr als fünf Jahren verlassen hatte, um draußen in der fremden weiten Welt sein Glück zu versuchen. Zu oberst auf der schmalen Zufahrtstraße, die steil zu dem Anwesen hinaufführte, stand ein entleerter Erntewagen. Kein Mensch war sichtbar, nichts rührte sich; die Tagesarbeit war für heute wohl schon getan . . .

Von der gegenüberliegenden linken Höhe schaute das Wirtshaus „Zur Rabenfluh" herab, das mit dem Scheibenhof durch einen schmalen und durch die breite, tiefe Talmulde sich hinschlängelnden Weg verbunden war. Zum Unterschied der übrigen Häuser des Schwarztanns zeigte das Wirtshaus ein bis zur Dachhöhe reichendes, hellgrün getünchtes Mauerwerk. Hier befand sich auch die Amtsstube der Grenzjäger, seit die Schmuggler ihre heimlichen Wege auch über den Schwarztann genommen hatten. Hinter der Wirtschaft breitete sich eine große Wiesen- und Weidenfläche aus, auf der zahlreiche Alpen standen, die Siedlung der sogenannten „Halbjährigen", die nur über den Sommer bewohnt war, während die Besitzer im Herbst mit Vieh und Wagen zu Tale zogen.

Von den Alpen herüber kam das friedliche Geläute weidender Viehherden, Peitschenschnalzen und Rufe der Hirten, ein kurzer Jodler oder ein frohes Auflachen . . . Aber drinnen im Tal, um die düstere Kirche mit dem hohen, klockischen Turm, lag das tiefe, eisige Schweigen des Schwarztanns . . .

„Jetzt gohst z'glich mit mir, Heinrich!" lud der Wirt den Künstler ein, ergriff ihn bei der Hand und zog ihn mit zum Wirtshaus hinauf. „Daheim wissens nit, daß du heut kommst — — und dein Vater lebt ja nimmer . ."

Heinrich folgte willenlos; es kam ihm schwer an, das Vaterhaus zu betreten: es war keine Liebe zwischen ihm und seinen Stiefschwestern, die heute auf dem Scheibenhof lebten und herrschten, früher schon nicht. Und seit der Vater tot war, mußte er sich dort vorkommen wie ein Fremder, wie ein ungebetener Gast. Und der weite Weg hatte ihn müd und hungrig gemacht. Wer weiß, wie Hanne und Rosin ihn empfangen und bewirtet hätten! — —

Als sie sich dem Wirtshaus näherten, zeigte sich unter einem offenen Fenster ein blonder Mädchenkopf. Zwei gemütvolle Blauaugen musterten zuerst verwundert den Fremdling, der an der Seite des Wirtes einherschritt. Dann aber flog die Tür weit auf, und das Mädchen sprang freudig über die breite Trittschwelle den Ankömmlingen entgegen. „Er ist's wirkli! Heinrich!" Ihr Gesicht rötete sich vor Freude und Überraschung.

„Grüß dich Gott, Zenzl!" Der junge Mann streckte ihr herzlich die Hand entgegen.

Das Lachen im Gesicht des Mädchens ging jetzt auf ein ehrliches Staunen über, und schüchtern löste sie ihre Hand aus der seinen; sie wagte nicht mehr, ihm mit der alten Zutraulichkeit zu begegnen, denn sein ungewohntes herrisches Auftreten und die Art, wie er jetzt die Zunge gebrauchte, machten sie sofort stutzig. Sie merkte, das war nicht mehr der Scheibenhof-Heinrich von früher, dem das Wirtstöchterlein Zenzl nachbarliche Gefährtin und Gespielin war. Und so blieben ihr die weiteren Worte im Hals stecken, und ihr Blick suchte fragend in seinem

sonnengebräunten Gesicht nach alten, vertrauten Merkmalen. Aber sie mußte feststellen, daß das ein ganz anderes Gesicht war, als sie es in ihrer Erinnerung hatte. Es war viel feiner, weicher, vornehmer, und nur in der Tiefe seines Blickes glaubte sie noch das alte ernste Sinnen wahrzunehmen, das ihm früher schon zu eigen war.

„Er hat an weiten Weg hinter sich", sagte Konrad Immler zu seiner Tochter. „Nimm ihn derweil mit in d' Kuch und sorg für sein leeren Magen!"

(Fortsetzung folgt.)

Im Kreislauf der Dinge.

Kurzgeschichte von Traugott v. Schlieben-Crosta.

Mrs. Littleton entstammte einer Familie, die bereits in der dritten Generation sehr vermögend gewesen war, mochten ihre Anfänge sich auch in einem mysteriösen Dunkel verlieren, dessen Geheimnisse aufzuhellen Mrs. Littleton sich in keiner Weise bemüßigt fühlte. Bereits Mrs. Littletons Vater wurde als Sohn eines Millionärs geboren, der seinerseits das sehr hübsche Stubenmädchen seiner Eltern geheiratet hatte — eine Tatsache, deren Mrs. Littleton sich keineswegs schämte, da sie nun einmal nicht aus der Welt zu schaffen war. Mrs. Littleton war Amerikanerin und lebte auch in Amerika.

Als sie, damals noch die junge Janet Webster, ihren ersten Mann heiratete, einen der Neuyorker „großen" Hitchens, erhielt sie außer einer reich bemessenen Rente und einem Landbesitz auf Long Island auch noch — gewissermaßen als besonderes Geschenk ihrer Mutter — deren Kammerjungfer namens Fanny. Diese sehr brauchbare, vielgewandte Fanny war mit einem jungen Diener verheiratet, und Mrs. Webster sagte zu ihrer Tochter: „Du kannst ihn als Butler benutzen. Ich denke, es ist ein sehr glückliches Arrangement." Auf diese Weise kamen Fanny und ihr Gatte in Mr. Hitchens' Haus. Sie blieben dort viele Jahre, das heißt bis zum Tode des Mr. Hitchens.

Sie waren in die besten Jahre gekommen, und Fanny erklärte eines Tages, es sei nun an der Zeit, sich endlich selbständig zu machen. Sie hätten an eine kleine Gastwirtschaft gedacht, die zufällig billig zu haben sei; das Kapital dazu hätten sie sich bereits erspart. Die verwitwete Mrs. Hitchens durchfuhr ein eisiger Schreck. Denn es war die Zeit während des Großen Krieges, und Personal so gut wie überhaupt nicht zu haben. Sie verdoppelte Fannys Gehalt und engagierte zur Entlastung von Fannys Gatten ein zweites Stubenmädchen, das diesen beim Servieren unterstützte. Übrigens hatte Fanny die Gastwirtschaft bereits gekauft und einem jüngeren Bruder zur Bewirtschaftung übergeben.

Es kam der Tag, da Mrs. Hitchens sich entschloß, die Gattin des ältlichen und sehr wohlhabenden Mr. Littleton zu werden, was eine Vergrößerung ihres Haushalts und eine Erhöhung der Gehälter von Fanny nebst Gatten mit sich brachte, denn es war unmittelbar nach dem Großen Krieg und das Personal inzwischen noch knapper geworden. Zu jener Zeit kaufte sich Fanny einen billigen Wagen; denn es sei — wie sie erklärte — notwendig, hin und wieder mal nach der Gastwirtschaft zu sehen, und ohne Auto ließe sich das schwer bewerkstelligen.

Als Mr. Littleton das Zeitliche segnete, war die Zeit der amerikanischen Höchstkonjunktur. Fanny besaß bereits einen schönen Tourenwagen, was durchaus ihren Vermögensverhältnissen entsprach. Die Gastwirtschaft aber hatte sich zu einem netten kleinen Hotel ausgewachsen. Mrs. Littleton mußte das allzu umfangreiche Stadtpalais einem Stiefsohn überlassen und zog in ein Stockwerk der Park Avenue. Sie verfügte zwar immer noch über ein recht zahlreiches Personal, verglichen indessen mit dem großen Stab von Dienerschaft, den sie bisher gehabt, war es doch nur winzig.

Fanny regte an, man möge in Anbetracht dessen, daß nunmehr die ganze Last des Haushalts auf ihren und ihres Gatten Schultern ruhe, ihrer beider Gehalt dem etwas anpassen. Mrs. Littleton überkam ein kleiner Schauer des Entsetzens, aber sie gehorchte schweigend. Sie war froh, wenn von dem bewußten Hotel nicht die Rede war.

Eines Tages aber entdeckte sie, daß ihre Einnahmen erstaunlicherweise anfingen, sich in einem seltsamen Mißverhältnis zur Höhe ihrer Ausgaben zu bewegen — und dies in progressivem Maße. Mrs. Littleton entließ ihr zweites Stubenmädchen. Fanny zeigte ein düsteres Gesicht und sprach davon, daß Joe nun ernsthaft daran denken müsse, sich um seinen kleinen Besitz zu kümmern. Als Mrs. Littleton sich gezwungen sah, ihren Küchenchef gegen eine simple Köchin zu vertauschen, entschwand der Butler dann endgültig. Er behauptete, mit einer Köchin nicht arbeiten zu können. Fanny aber blieb. Es kostete Mrs. Littleton gewaltige Überredungskünste und eine neuerliche Gehaltserhöhung. Dafür war Fanny nicht mehr so viel im Hause wie früher, seit ihr Gatte in dem kleinen Hotel wohnte.

Allerdings hatte Fanny ein Auto, sie fuhr jetzt einen großen, schweren Wagen. Die Zeiten wurden für alle Mrs. Littletons im Lande immer schwieriger, das heißt für alle jene unproduktiven Geschöpfe, die von klein auf daran gewöhnt waren, von Renten zu leben, die sich nun langsam, aber sicher kraft eines geheimnisvollen chemischen Vorgangs zu Luft verflüchtigten. Der große Bankenkrach und der Zusammenbruch von Wall Street kamen. Mrs. Littleton mußte die Riesenetage in Park Avenue aufgeben. Sie entließ alles Personal bis auf Fanny, die Köchin und den Fahrer. Außerdem zog sie in den Gästeflügel jenes viel zu großen Landhauses, das sie zu ihrem Unglück immer noch auf Long Island besaß. Verkaufen ließ es sich nicht, und die Steuern mußte Mrs. Littleton ohnehin weiter bezahlen. Die Krise raste in den Vereinigten Staaten und forderte ihre Opfer. Fannys Gehalt freilich wurde davon nicht betroffen, denn wie sie sehr richtig bemerkte, könne man in diesen schweren Zeiten nicht auch noch von ihr erwarten, etwas von ihrem bißchen Geld dranzugeben. Mrs. Littleton aber war viel zu alt und energielos geworden, um jetzt noch die Operation einer Trennung von Fanny vorzunehmen. Sie war froh, wenn die andere blieb. Das Hotel ging, nebenbei bemerkt, nicht schlecht. So viele Menschen gaben heutzutage ihre Wohnungen auf.

Aber auch auf der so maßlos verkleinerten Basis vermochte Mrs. Littleton auf die Dauer nicht, ihren Haushalt aufrechtzuerhalten. Der Fahrer und der schwere Wagen sprangen bei allen Rechenkunststücken nicht mehr heraus. Gegen die Entlassung des ersteren hatte Fanny nichts weiter einzuwenden. Was indessen den Wagen anbetraf, machte sie einen ihrer stets praktischen Vorschläge: ihr eigener Wagen sei wirklich nicht mehr recht zu gebrauchen. Jimmie, ihr Sohn, der jetzt mit das Hotel leitete, habe schon immer davon gesprochen, einen wirklich guten Wagen zu kaufen. Und so geschah es: Mrs. Littletons Packard ging in Fannys Besitz über.

Jimmie kam beinahe täglich, seine „Ma" abzuholen. Einmal begegnete Mr. Littleton ihm. Sie wollte gerade zu einem Bridge bei ihrer Schwägerin, Mrs. Hitchens. Sie wunderte sich ein wenig, was für ein gut aussehender Junge Fannys Sohn geworden war. Zu ihrer Zeit hatten die Herren der Gesellschaft nicht besser ausgesehen. „Halloh, Mrs. Littleton!" sagte Jimmie strahlend und zeigte seine tadellosen Zähne. „Wollen Sie zur Stadt? Hab' den Wa-

Die Ebene.

O Ebene, dein Buch der Sage
Ist seltsamer Gesichte voll.
Gelind umfangen mich die Tage.
Doch nächtens, wenn ich schlafen soll,

Dann läutet es aus meinem Herzen,
Dann läutet Wind ins tiefe Land,
Dann strahlen tausend Sternenkerzen,
Die hat Gott selber angebrannt.

Frau Mittnacht schleicht durch deine Wiesen.
Ich folge ihr, mein Atem klopft.
An Gräben hocken Schattenriesen.
Der gute Vollmond aber tropft

Sein Silber hin in Gras und Grachten.
Die Nacht ist wundersam erhellt.
Ich wandle stumm. Die Augen trachten
Nach Traum. Und eine Dorfuhr schellt.

Clara Schünemann-Kruyskamp.

gen unten. Kann Sie irgendwo absetzen." Mrs. Littleton traf kein Schlaganfall. Sie stieg in „ihren" Wagen und fand, daß es entschieden angenehmer sei, als wenn sie eine Droschke hätte benutzen müssen.

Später — beim Bridge — erzählte sie die Geschichte ihren Freundinnen. Die alte Mrs. Hitchens sagte, es sei eine Schande. Aber die alte Mrs. Littleton sagte sanftmütig, es sei keine Schande, sondern der Kreislauf der Dinge. Und Mrs. Littleton lächelte vor sich hin; denn es war ihr soeben der Gedanke gekommen, daß Fanny es wohl anders aufgefaßt haben würde . . .

Münchhausiaden von heute.

Von Hans Winter.

In Kalifornien ist es dem Hühnerfarm-Besitzer John Breadley gelungen, Hennen zu züchten, die Eier mit elastischen Schalen legen. Namentlich die großen amerikanischen Eierexporteure begrüßen den Erfolg Breadleys freudigst, weil sich die Anzahl der Brucheier während des Transportes außerordentlich vermindert hat. Aber auch die Hausfrauen sind entzückt, denn ein ihren Händen entglittenes Ei zerschellt nicht mehr wie bisher am Boden, sondern hüpft wieder in die Höhe und kann leicht aufgefangen werden. John Breadley schreibt seinen Erfolg, der ihm bereits etliche Millionen Dollar eingetragen haben soll, seiner Fütterungsmethode zu. Er füttert nämlich schon seit Jahren nur mit den Samenkörnern von — Gummibäumen.

Der Taubenzüchter Peter Aufschnaiter ließ vor einigen Wochen von Imst aus eine Taube nach seinem Wohnort Innsbruck fliegen, nicht ohne ihr vorher die Wichtigkeit der ihr anvertrauten Botschaft einzuschärfen. Aufschnaiter selbst fuhr mit der Eisenbahn heim und hoffte, die flinke Taube bereits in der Tiroler Hauptstadt anzutreffen.

Er täuschte sich. Die Taube war noch nicht dort und traf am folgenden Tage nicht ein. Erst nach ungefähr einer Woche langte die treue Briefstellerin ein, und zwar mit einem lahmen Flügel.

Die Ursache der Verspätung war bald festgestellt. Die Taube war das Kreuzungsprodukt zwischen einer Brieftaube und einem Papageienmännchen und vermochte daher zu erzählen, daß sie gleich hinter Imst von einem Sperber angegriffen und zum Fliegen untauglich gemacht worden war. Das pflichteifrige Tier hatte daher fast den ganzen Weg Imst—Innsbruck zu Fuß zurückgelegt, was natürlich längere Zeit erforderte.

Im vergangenen Winter wurden die Vereinigten Staaten von Amerika von einer Kältewelle heimgesucht, die vielen hundert Menschen den Erfrierungstod brachte. Auch der Farmer Josuah Dulittle aus Haley, einem Städtchen im Staate Minnesota, wäre bald diesem Schicksal erlegen, wenn ihn nicht im letzten Augenblick seine Schwiegermutter gerettet hätte.

Dulittle befand sich an einem der kältesten Tage in Gesellschaft einiger Freunde in der Schenke eines benachbarten Dorfes. Der Whiskyflasche wurde fleißig zugesprochen. Niemand wollte die warme Stube mit der eisigen Nacht draußen vertauschen. Aber schließlich mußte es doch geschehen. Dulittle machte sich als einer der letzten auf den Heimweg.

Von plötzlicher Müdigkeit übermannt, ließ er sich auf einen Stein an der einsamen Straße nieder und schlummerte ein. Beine und Arme froren ihm steif wie Buchenholz. Sobald er sich nur ein ganz wenig rührte, knarrten sie wie ungeschmierte Wagenräder. Der weiße Tod saß ihm sozusagen bereits im Genick. Sein Leben zog, wie es beim Erfrieren immer der Fall sein soll, traumartig an seinem geistigen Auge vorüber. Die fröhliche Kindheit und die ausgelassenen Flegeljahre erinnerten den Schlafenden an die entschwundene Jugend. Da erschien ihm die blonde Evelyn mit herabhängenden Zöpfchen, seine nachherige Gattin. Dabei huschte ein seliges Lächeln über das erstarrte Antlitz.

Aber als dann plötzlich das Bild der Schwiegermutter auftauchte, schoß dem Schläfer trotz der eisigen Kälte ein Strom heißen Blutes durch die Adern. Auf seiner Stirn bildeten sich dampfende Schweißperlen, die sich im Augenblick zu Eiskügelchen formten und wie Schrotkörner zu Boden prasselten. Nach etlichen Minuten war der gefrorene Farmer aufgetaut und vermochte mit Riesenschritten heimzueilen. Die Schwiegermutter war seine Rettung gewesen!



Bunte Chronik



Ford gründet neue Soja-Plantagen.

Wie aus Amerika verlautet, hat die erste Versuchsfarm des Automobilkönigs Henry Ford eine sehr gute Ernte gebracht. Auf Grund des Erfolges soll sich Henry Ford entschlossen haben, weitere Farmen anzukaufen und einzurichten. Der Ruf „Zurück zur Natur", der im Anfang dieses Jahres von Amerika nach Europa hinüberdrang, bleibt also nicht nur Schall und Rauch, sondern er nimmt greifbare Formen an.

Im April dieses Jahres ließ Henry Ford insgesamt 86 Jugendliche im Alter von 17 bis 19 Jahren, Söhne armer und gutbeleumdeter Eltern für sein neues Projekt, das scheinbar mit seiner Automobil-Industrie garnichts zu tun hatte, anwerben. Es wurden primitive Zeltwohnungen in der Nähe der Farm bei Greenfield (Massachusetts), Fords Geburtsort, aufgestellt und der 400 Morgen große Acker besät und bepflanzt. Jetzt wurden 86 verschiedene Früchte geerntet, darunter Getreide, Sojabohnen, Buchweizen, Äpfel, Birnen und Honig. Daß dieser Plan Henry Fords „Zurück zur Natur" aber nicht nur eine Tat reiner Nächstenliebe oder die Schrulle eines alten Mannes gewesen ist, geht daraus hervor, daß die Soja-Bohnen wieder als Rohstoff in der Automobil-Industrie Verwendung finden. Die nächsten Farmen sollen in Michigan eingerichtet werden. Wenn die „Jungbauern" das 19. Lebensjahr erreicht haben, können sie in die Automobil-Industrie eintreten, wenn sie nicht vorziehen, weiterhin Bauern zu bleiben.

*

Kunstseide aus Birkenholz gewonnen.

Professor Erik Hägglund von der Technischen Hochschule in Stockholm hat vor nicht langer Zeit eine Reihe von Untersuchungen über die Verwendungsmöglichkeiten des in Schweden reichlich vorhandenen Birkenholzes zur Kunstseideherstellung durchgeführt. Die Ergebnisse fielen so günstig aus, daß nunmehr das Verfahren in größerem Umfange wiederholt werden soll. Mit Birke als Ausgangsmaterial konnte sowohl fertige Kunstseide als auch Kunstwolle hergestellt werden. Im Auftrage der schwedischen Akademie für Ingenieurwissenschaften will die staatliche Waldversuchsanstalt des Landes auch die allgemeine Verwendbarkeit des in Schweden vorherrschenden Birkentyps zu diesem Zweck überprüfen.



Lustige Ecke



Peinliche Verwechslung.



„Hast du Worte, nun haben wir dem Schneider den Stoff abgeliefert, den der Möbelpolsterer haben sollte, und umgekehrt!"

Verantwortlicher Schriftleiter: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.